

ERDBERG/FLORIDA

Früher ließen Fabriken keinen Platz für Individualität. Heute sind sie der bevorzugte Arbeitsplatz junger Kreativer. Ein *Interview* mit Stefan Leitner-Sidl, Betreiber dreier postindustrieller Unternehmenszentren in Wien.

Interview: Andreas Kump

STEFAN LEITNER-SIDL, 34
Betreiber von Unternehmenszentren



„Ich habe eine darwinistische Einstellung: Die Guten werden es schaffen.“

Zufall oder gutes Timing? Vor sechs Jahren veröffentlichte der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Richard Florida sein Buch „The Rise of the Creative Class“. Dessen Grundthese: Industrielle Produktion wandert in die Schwellenländer ab. An ihrer Statt werden künftig kreative Berufe die treibende Kraft von Gesellschaft und Wirtschaft in der westlichen Hemisphäre sein. In Wien sehen das zur selben Zeit zwei Jungunternehmer bereits ähnlich. Michael Pöll und Stefan Leitner-Siedl suchen 2002 eigentlich nur ein kleines Büro für ihre Marktforschungsagentur Konnex, stoßen dabei auf eine leer stehende Etage einer alten Schraubenfabrik, beschließen deren Adaptierung und werden binnen kürzester Zeit ungeplant zu Betreibern eines Unternehmerzentrums. Dessen Konzept: Büroarbeitsplätze für Kreativ- und Einzelunternehmer. Ein Konzept, das aufgehen sollte. Sechs Jahre später verfügen Pöll und Leitner-Siedl nun schon über drei solcher Zentren. Zur Schraubenfabrik in der Leopoldstadt kamen 2004 eine umfunktionierte Hutfabrik im 6. Bezirk und im Vorjahr der Rochuspark (eine alte Schmiede) in Erdberg hinzu. Allesamt vormals industrielle Stätten, die nun als hippe Großraumbüros für insgesamt rund 80 Unternehmer die These Floridas bestätigen. Dass „die Bedeutung der so genannten ‚kreativen Klasse‘ ein zentraler Punkt in allen aktuellen Stadtentwicklungsdiskussionen ist“, sagt auch Wiens Bürgermeister Michael Häupl mittlerweile so. Im Vorwort des letztjährigen „Look/Book“, des Leistungskatalogs von departure. 7.249.740 Euro hat departure als Tochtergesellschaft des Wiener Wirtschaftsförderungsfonds in drei Jahren an 89 Projekte vergeben. Zur Etablierung und Stärkung des Wirtschaftsfaktors „Creative Industries“. Ganz im Sinne des Häupl-Statements. Auch der Rochuspark wurde 2007 mit einer departure-Förderung bedacht. SILVER traf sich dort mit Stefan Leitner-Siedl, um Existenz und Status quo der „kreativen Klasse“ zu diskutieren.

Is der Rochuspark ein lokales Zentrum der „kreativen Klasse“?

Ich bin mit dem Wort „kreativ“ immer sehr vorsichtig. Für mich kann ein Handwerker – ein Schuhmacher oder Schneider – genauso kreativ sein. Es ist nicht ein Privileg der Werbewirtschaft, kreativ sein zu dürfen. Insofern würde ich diese „kreative Klasse“, wie sie Richard Florida definiert, sehr weit auslegen. Das sind für mich eher Lifestyle-Unternehmer, zumeist selbstständig, die ihre Autonomie über Arbeitszeit, Arbeitsort und Arbeitsinhalt zurückgewonnen haben. So gesehen ist dann ein Angestellter in einer Werbeagentur nur eingeschränkt kreativ.

Es gibt auch andere Begriffe, die dasselbe meinen.

Richtig. Zum Beispiel den der „digitalen Boheme“, den ich treffender finde. So wie es Friebe und Lobo in ihrem Buch „Wir nennen es Arbeit“ ausführen, wo sie die Lebens- und Arbeitswelt dieser Szene beschreiben, die sehr flexibel agiert. Als ich letztes in Berlin war, bin ich zufällig an dem Lokal St. Oberholz vorbeigegangen – dem Inbegriff des Arbeitsortes dieser digitalen Boheme. So viele iBooks auf einmal habe ich überhaupt noch nie gesehen. Diese Leute sitzen also im Kaffeehaus, im Gemeinschaftsbüro oder zuhause, arbeiten projektorientiert, arbeiten sehr vernetzt, haben Auftragsspitzen, haben Auftragslöcher – das ist eher auch die Arbeitswelt, die in unseren drei Zentren zu beobachten ist.

Wieso braucht es eigentlich derartige Räume wie den Rochuspark? Beschreibungen flexibler Dienstverhältnisse beschwören ja meist das Gegenteil in all seiner Herrlichkeit herauf: die grüne Wiese, das Segelboot, das Kaffeehaus als Arbeitsort.

Dadurch, dass die Arbeitswerkzeuge von den meisten nur mehr Laptop oder Handy sind und es WLAN und Mobiles Internet gibt, kann ich theoretisch wirklich arbeiten, wo ich will. De facto – und das erleben wir hier, darauf ist unser Geschäftsmodell aufgebaut – suchen die Leute trotzdem einen Fixpunkt, von dem sie sagen, das ist mein Tisch, mein Arbeitsplatz, da komme ich zu meinen selbst definierten Zeiten her. Das Kaffeehaus ist

nur für einen Teilbereich der Arbeit praktikabel. Von mir aus zum Recherchieren, Kommunizieren. Aber wenn ich konzentriert arbeiten muss, setze ich mich schon lieber an den Schreibtisch. Dafür gibt es einen Hauptort. Dieser Ort wird sehr bewusst ausgewählt. Das darf dann nicht ein 08-15-Büro sein. Die Leute suchen sich einen Ort, der zu ihrem Lebens- und Arbeitsstil passt und wo auch ein soziales Umfeld da ist, das ihnen hilfreich ist. Vor allem das Soziale ist ein wichtiges Element. Wegen der Vereinzelung und Selbstständigkeit wollen die Leute ein soziales System, dem sie zugehörig sind.

Wie schaut der klassische Mieter von Rochuspark, Schrauben- oder Hutfabrik aus?

Unser Klientel ist zu zwei Drittel männlich, ein Drittel weiblich. Zwischen 30 und 40 Jahre. Die wenigsten sind komplette Neuanfänger, sondern schon ein paar Jahre im Geschäft, haben auch schon von zuhause gearbeitet – sind Homeoffice-Flüchtlinge, wie ich das nenne. Die sich irgendwann sagen: Nein, daheim möchte ich nicht meinen Hauptarbeitsplatz haben. Mit der Zeit sehnt man sich nach einer Trennung. Spätestens wenn eine Familie gegründet wird, Kinder kommen und das Zuhause als Arbeitsplatz noch weniger funktioniert. Das ist die Typologie. Von den Sparten her sind es eher die, die diesen Arbeitsmodus erlauben – dieses Flexible, Unabhängige. 80 Prozent der Leute sind aus dem kreativwirtschaftlichen Bereich.

Inwieweit ist das Infrastrukturanangebot ein Grund, dass man sich als junger Unternehmer für so ein Zentrum entscheidet?

Von der technischen Infrastruktur muss nur das Internet ordentlich funktionieren. Das ist der kritischste Punkt. Alles andere kann einmal einen Tag lang nicht funktionieren – das Licht auf der Toilette, die Kaffeemaschine, der Drucker –, aber wenn es kein Internet gibt, werden die Leute unruhig. Von der räumlichen Infrastruktur her muss es Rückzugsorte geben. Refugien zum Telefonieren, zum Besprechen. Es gibt daher auch abgetrennte Bereiche, Besprechungsräume, eine Bibliothek, kleinere Nischen, wo man ungestört ist. Und was bei uns sehr wichtig ist: Sozialräume. Lounge, Kaffeebar, Wutzler. Auf das legen wir großen Wert, mehr als herkömmliche Büros, weil es zu diesem Lifestyle dazugehört.

Kann das Modell freie Dienstnehmer langfristig für viele funktionieren oder steht zu befürchten, dass zu viele dieselbe Gründer- bzw. Dienstleistungsidee haben werden?

Da habe ich eine darwinistische Einstellung: Die Guten werden es schaffen. Ich glaube außerdem, es gibt nach wie vor so viele Nischen, die noch nicht bearbeitet werden. Da ist noch sehr viel Potenzial für kreative Selbstständige. Wir haben etwa einen Grafikdesigner gehabt, der hatte sich auf Weinetiketten spezialisiert und war damit einer von zweien in Österreich.

Ist für die Mieter das Einzelunternehmertum ein Sprungbrett oder eine Etappe im Berufsleben – oder richten sich diese längerfristig, gar auf Dauer in dieser Situation ein?

Viele haben eine Erfahrung als Angestellter. Wenn du die Leute fragst, dann sagen dir 90 Prozent oder mehr: Nie wieder zurück! Was hingegen nicht so klar ist: Wollen die Leute wachsen und irgendwann Mitarbeiter haben oder nicht? Das ist bei einigen noch offen.

Wird allgemein zu viel Energie aufgebracht, traditionelle Arbeitsformen zurückzufordern, anstatt uns auf neue Rahmenbedingungen und Chancen einzulassen?

Das sehe ich so, aber ich sehe auch, warum das so ist. Die traditionelle Arbeit hat eben im Laufe ihrer Geschichte Institutionen hervorgebracht, die jetzt die Vertretungsmacht haben: Gewerkschaften, Arbeiterkammer. Aber traditionelle Arbeitsfor-

men nehmen an Bedeutung ab. Es wird in 20, 30 Jahren nicht mehr so viel Industriearbeitsplätze geben wie jetzt. Die neue Arbeitsformen haben aber noch keine Institutionen oder Lobbies. Deswegen liest man in den Medien, wenn die Gewerkschaft etwas fordert und weniger wenn die freien Dienstnehmer, die neuen Selbstständigen und die Kleinstunternehmen, die EPU etwas fordern. Das ist eine Frage der Zeit, bis es auch für diese geeignete Institutionen gibt.

Kann man sagen, dass unter den Einzelunternehmern – just in alten Fabrikgebäuden – dann wieder so etwas wie eine Solidarität entsteht?

Als Solidarität im Sinne der gemeinsamen Begegnung einer veritablen Not würde ich es noch nicht bezeichnen, das habe ich zu wenig beobachten können. Ein Gemeinschaftsgefühl schon. Es ist eine Rückversicherung, eine Bestätigung, die Leute hier erfahren. Dass man kein Außenseiter ist mit dieser Art des Arbeitens.

Drei Wünsche an die Politik: Welche gesetzlichen Rahmenbedingungen für Einzel- oder Kleinstunternehmen sollten geändert werden?

Erstens eine Vereinfachung der Abgabenleistung. Jeder soll wissen, ich muss von den 1.000 Euro, die ich eingenommen habe, 300 Euro weglegen, und dann brauche ich nichts mehr zu befürchten. Das ist derzeit zu komplex. Ich brauche einen Steuerberater, der mir das erklärt, wo viele das aber dann trotzdem nicht verstehen, weil das so komplex ist. Da hat man schon die Unsicherheit, selbstständig zu sein, dann muss der Staat das noch zusätzlich erschweren, weil er ein Abgabensystem hat, das undurchsichtig ist. Zweitens braucht es eine institutionelle Verankerung, sofern es die Wirtschaftskammer nicht wahrnimmt. Aber das ist nicht Aufgabe des Staates, sondern das muss von unten kommen, von den Leuten selbst. Um am politischen Leben teilzuhaben, brauche ich Institutionen. Der dritte Wunsch ist klassisch: Bildung. Weil in unserem herkömmlichen Bildungssystem werden nach wie vor brave Arbeiter und Angestellte erzogen. Die das lernen, was ihnen vorgeschrieben wird, und die korrigiert werden, wenn sie Fehler machen. All das widerstrebt eigentlich der Grundhaltung eines Unternehmers, eines Selbstständigen. Der muss Risiken eingehen, Fehler machen, teilweise auch Regeln brechen, um Erfolg zu haben; das wird in unserem derzeitigen Bildungssystem aber eher sanktioniert, wenn man Regeln bricht. Insofern ist unser Bildungssystem nicht dazu angetan, die Leute zu eigenverantwortlichen, selbstständigen und mutigen Menschen zu erziehen.

„Im herkömmlichen Bildungssystem werden brave Arbeiter und Angestellte erzogen.“